

Almog · Sauter · Weidner (Hg.)
Kommentar und Säkularisierung in der Moderne
Vom Umgang mit heiligen und kanonischen Texten

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben vom
Zentrum für Literatur- und Kulturforschung

Yael Almog · Caroline Sauter · Daniel Weidner (Hg.)

Kommentar und Säkularisierung in der Moderne

Vom Umgang mit heiligen und
kanonischen Texten

Wilhelm Fink

Die Drucklegung des Bandes wurde gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) unter dem Förderkennzeichen 01UG1412.

Umschlagabbildung:
Historischer Bibliothekssaal
der Oberlausitzischen Bibliothek der Wissenschaften. Foto: OLB

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2017 Wilhelm Fink Verlag, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München

Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-7705-6140-7

KAI BREMER

Arkanisierung des Vorklassikers Zur Lessing-Ausgabe von Julius Petersen und Waldemar von Olshausen*

Für Petra Boden

Die im vorliegenden Buch gestellte Frage nach dem Zusammenhang von Säkularisierung und Kommentar setzt die Existenz eines Textes voraus, der von einer Personengruppe als ‚heilig‘ bzw. ‚sakral‘ begriffen wird. Säkularisierung würde dann beschreiben, dass der Text durch den Kommentar profanisiert wird und also zumindest Teile seiner Funktionen oder Bedeutungen verändert würden.¹ Die folgenden Überlegungen stehen im Unterschied dazu vor dem Problem, dass sie sich keinem ‚heiligen‘ Text zuwenden, sondern den Werken Lessings und deren Kommentierung. Gleichwohl dürfte mein Beitrag in zweierlei Hinsicht für die Fragestellungen dieses Bandes von Interesse sein.

Zum einen wird sich zumindest andeuten, dass die Philologie ebenso dort, wo sie sich nicht mit ‚heiligen‘ Texten befasst, Sakralitätskonzepte kennt. Sehr rasch wird sich im Folgenden zeigen, dass Lessing als ein Gegenentwurf zu ‚literarischen Heiligen‘ zu gelten scheint, was im Umkehrschluss die Vermutung nahelegt, dass es sakralisierende Autorschaftskonzepte gibt. Diese Spur wird im Folgenden jedoch nicht aufgenommen und verfolgt, weil derartige Konzepte nach Eindruck des Verfassers in der Regel nicht mit Hilfe des Kommentars konstruiert werden, so dass wir uns hier nicht weiter mit ihnen befassen können.²

Zum anderen und in erster Linie werden die folgenden Überlegungen exemplarisch vorführen, wie der Kommentar sich selbst von Teilen seiner Leserschaft abschließen kann, um so eine Exklusivität zu erzielen, die dem Phänomen des ‚Sakralitätstransfers‘ ähnelt³ und im Folgenden auf den Begriff der ‚Arkanisierung‘ gebracht wird. Er wird hier eingeführt, um Verheimlichungspraktiken der Kommentierung kenntlich zu machen, die den Kommentar selbst, der an sich im

* Da Waldemar von Olshausen in der im Folgenden untersuchten früheren Ausgabe ohne, in der späteren jedoch mit ‚von‘ geführt wird, folgt die Schreibung der je zugrunde liegenden Ausgabe.

1 Vgl. William E. Paden u.a.: „Sacred and Profane“, in: Hans Dieter Betz/Don S. Browning/Bernd Janowski/Eberhard Jüngel (Hg.): *Religion Past & Present. Encyclopedia of Theology and Religion*, Leiden/Boston (Brill) 2012, S. 366-372.

2 Erste Hinweise dazu bei Bernhard Teuber: „Sacrificium auctoris – Die Anthropologie des Opfers und das postmoderne Konzept der Autorschaft“, in: Heinrich Detering (Hg.): *Autorschaft – Positionen und Revisionen*, Stuttgart, Weimar (Metzler) 2002, S. 121-141.

3 Vgl. Friedrich Wilhelm Graf: „Sacrality, Transfer of“, in: Betz/Browning/Janowski/Jüngel (Hg.): *Religion Past & Present* (Anm. 1), S. 352.

Dienste des Primärtextes stehen und zu dessen historischem Verständnis beitragen soll, hermetischer machen, um so Professionalisierung zu suggerieren. Im Unterschied zum ‚Sakralitätstransfer‘ handelt es sich bei der ‚Arkanisierung‘ damit um ein Verfahren, das nicht etwa dem Sakralen einen neuen Ort zuweist, sondern vielmehr Verfahrensweisen nachahmt, die den Gegenstand exklusiv und nur mehr für Eingeweihte verständlich machen. Da im Folgenden nicht geklärt wird, ob dies ein Verfahren ist, das sich ausschließlich in dem hier untersuchten Lessing-Kommentar finden lässt, oder aber ob es ein gängigeres Verfahren ist, das für bestimmte Kommentar-Typen oder Epochen der Wissenschaftsgeschichte repräsentativ ist, wird ‚Arkanisierung‘ zunächst nicht weitergehend definiert, sondern am Ende exemplarisch beschrieben.

Die Neu-Germanistik begann rasch, ihre kanonischen Texte zu kommentieren. Veranschaulichen lässt sich das am Beispiel Lessings. Er war der erste Nationaldichter, dem eine historisch-kritische Ausgabe gewidmet wurde – die zwischen 1838 und 1840 von Karl Lachmann herausgegebenen *Sämtlichen Schriften*.⁴ Diese Edition ist der Vorgänger der bis heute wesentlichen historisch-kritischen Ausgabe selben Titels, die zwischen 1886 und 1924 Franz Muncker in dritter Auflage besorgte.⁵ Kommentare finden sich in beiden Ausgaben nicht, sondern lediglich knappe textkritische Hinweise. Die erste kommentierte Lessing-Ausgabe ist die gerne als „Hempelsche Ausgabe“ bezeichnete Edition in 20 Bänden, die zwischen 1868-1879 im Verlag Gustav Hempel in Berlin erschien.⁶ Diese Ausgabe verzichtet allerdings auf textkritische Hinweise. Die erste Lessing-Ausgabe, die sich umfassend sowohl textkritisch äußert als auch kommentiert, ist die von Julius Petersen und Waldemar von Olshausen, die zwischen 1925 und 1935 publiziert wurde. Anhand dieser Ausgabe werden im Folgenden neuphilologische Kommentierungsverfahren untersucht, um das Prinzip der Arkanisierung zu veranschaulichen.

Das Lessing-Arbeitsbuch von Wilfried Barner charakterisiert die Ausgabe von Petersen und von Olshausen prägnant als „[e]inzige kommentierte ‚vollständige‘ Ausgabe, ohne Briefe. Modernisierter Text“⁷ vor Barners eigener Ausgabe im Deutschen Klassikerverlag. Erschienen ist die in der Lessing-Philologie schlicht „P/O“ genannte Edition im Leipziger Verlagshaus Bong. Dieses verdiente mit seiner *Goldenen Klassiker Bibliothek* gutes Geld. Dafür spricht zumindest, dass in der Reihe bereits vor Lessing zahlreiche Autoren der deutschen Nationalliteratur publiziert worden waren; zeitgleich erschien beispielsweise auch eine sechsbändige Schiller-Ausgabe, auf die im Folgenden noch eingegangen wird. Typisch für die Reihe ist, dass sie nicht nur die Texte präsentierte, sondern ergänzend „Einleitun-

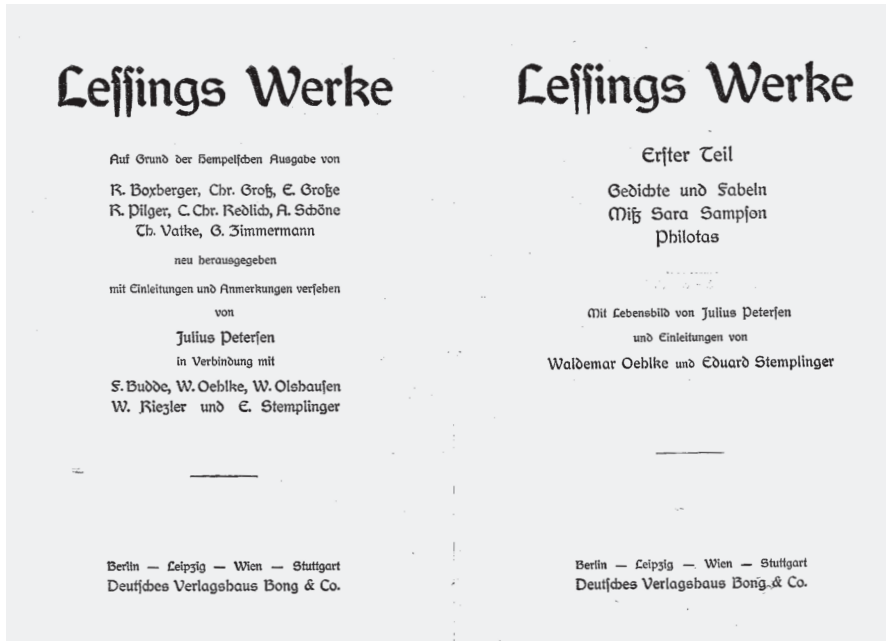
4 Einen präzisen Überblick über diese Ausgabe vermittelt Monika Fick: *Lessing Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 3. Aufl., Stuttgart, Weimar (Metzler) 2010, S. 63.

5 Vgl. ebd., S. 64.

6 Vgl. ebd., S. 63.

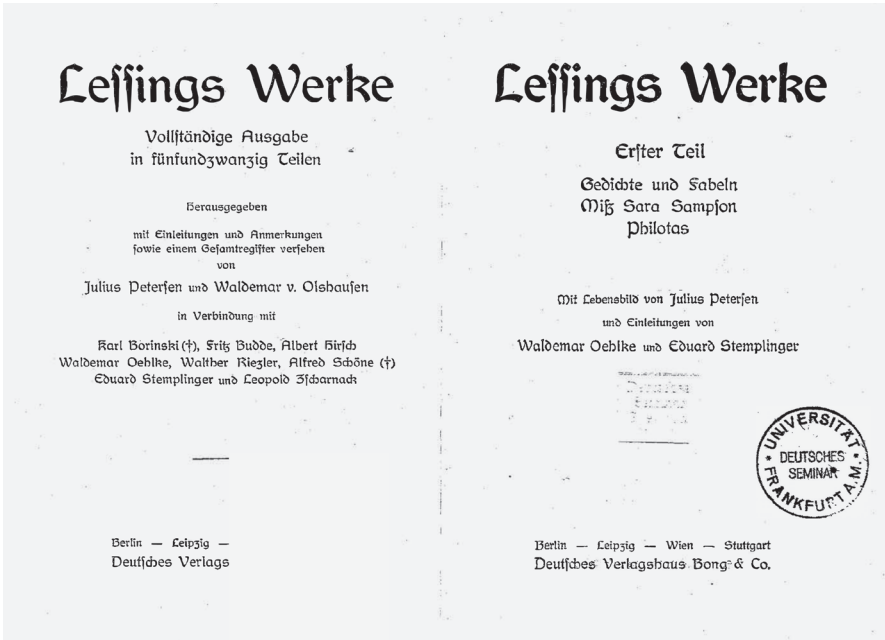
7 Wilfried Barner/Gunter E. Grimm/Helmuth Kiesel/Martin Kramer: *Lessing. Epoche – Werk – Wirkung*, 6. Aufl., München (Beck) 1998, S. 442; ausführlicher Fick: *Lessing* (Anm. 4), S. 64.

gen und Anmerkungen“ bot. Diesen Anspruch erfüllten Petersen und von Olshausen mit ihrer Ausgabe. Das Vorhaben war insgesamt ein umfassendes Gemeinschaftsprodukt: Für die einzelnen Teile waren nicht nur Petersen und von Olshausen zuständig, sondern verschiedene Teilherausgeber – ein Arbeitsverfahren, das sich besonders bei einer kommentierenden Ausgabe anbietet.



So weit, so bekannt. Was die Lessing-Philologie jedoch vielfach übersieht, ist der Umstand, dass bereits 1907 oder 1908⁸ eine Auswahl-Ausgabe bei Bong erschienen war, die von Petersen, Olshausen und einigen anderen Philologen herausgegeben wurde. Diese Ausgabe entspricht im Aufbau der ersten sechs Bände und im Druckbild bereits der späteren vollständigen Ausgabe P/O.

8 Auf dem Titelblatt und im Impressum findet sich kein Hinweis auf das Erscheinungsjahr. Die maßgebliche Lessing-Bibliographie datiert die Ausgabe auf 1908; vgl. Siegfried Seifert: *Lessing-Bibliographie*, Berlin, Weimar (Aufbau) 1973, Nr. 51. So auch Petra Boden, Bernhard Fischer: *Der Germanist Julius Petersen (1878-1941)*, Marbach (Deutsche Schillergesellschaft) o.J. [1994], Nr. 364. Vgl. dagegen Gotthold Ephraim Lessing: *Lessings Werke*, Bd. XXI: *Anmerkungen zu Teil 1 bis 7*, hg. v. Julius Petersen/Waldemar von Olshausen, Berlin, Leipzig (Bong) o.J. [1929], S. 6: „Die ersten sechs Teile sind als Auswahl der bekanntesten Werke bereits im Jahr 1907 erschienen, Teil 5 außerdem als kommentierte Einzelausgabe im Jahr 1916.“



Eröffnet werden beide Ausgaben mit einem *Lebensbild* Lessings von Julius Petersen. Der Text wird 1925 satzidentisch in der 25-bändigen Werkausgabe wieder abgedruckt. In ihm wird Lessing, der Rezeptionstradition des späten 19. Jahrhundert entsprechend, als kämpferischer Nationaldichter gefeiert:

Lessing ist der Erste, dessen Hauptwerke noch heute zum lebendigen und unveralterten Eigentum der deutschen Nationalliteratur gehören; gleichwohl ist er Klassiker weniger durch das, was er gestaltet hat, als durch das, was er wollte und erkannte. Den Namen Dichter hat er selbst in allzu bescheidenen Worten von sich gewiesen;⁹ in einer weichlichen Zeit, deren Poesie in tränenvoller Empfindsamkeit ihre Gefühle breit ausströmte, stand der wortsparende Spartaner mit seiner Eigenart fast allein; aber die nächstfolgende Generation fand bereits, daß er mehr wert war als alle seine Talente, und im antiken Sinne, in dem Dichter und Seher eins sind, muß der unerschrockene Kämpfer auch der Gegenwart als Führer zur Wahrheit erscheinen, nicht nur da, wo seine Ziele längst erreicht sind, auch im Dunkel, das noch der Erhellung harret, und in seinem lauterem Streben selbst da, wo er irrt.¹⁰

9 Petersen spielt hier auf das 101-104. Stück der *Hamburgischen Dramaturgie* vom 19.4.1768 an: „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.“ Gotthold Ephraim Lessing: „Hamburgische Dramaturgie“, in: ders.: *Minna von Barnhelm. Hamburgische Dramaturgie. Werke 1767-1769*, hg. v. Klaus Bohnen (*Werke und Briefe*, hg. v. Wilfried Barner, Bd. 6), Frankfurt/M. (DKV) 1986, S. 181-694, hier: S. 680.

10 Julius Petersen: „Lebensbild“, in: Gotthold Ephraim Lessing: *Lessings Werke*, Bd. I, Mit Lebensbild von Julius Petersen und Einleitungen von Waldemar Oehlke/Eduard Stemplinger, Berlin u.a. (Bong) o.J. [1907, vgl. Anm. 8], S. XI-LII, hier S. XI.

Petersen greift hier auf Männlichkeitsstereotype zurück, um Lessing als „Kämpfer“ zu profilieren. Dies geschieht, um metaphorisch zu veranschaulichen, warum Lessing im Unterschied zu seinen empfindsamen Zeitgenossen das Potential hatte, zum Nationaldichter zu avancieren, obwohl er der vorklassischen Aufklärung zuzurechnen ist. Wilfried Barner hat dieses Lessing-Bild deswegen auf die griffige Formel vom „Vorklassiker als Klassiker“ gebracht.¹¹ Friedrich Vollhardt hat die dahinterstehende These unlängst ausdifferenziert.¹²

Petersen nennt, einem Topos der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts folgend, Lessing schon zu Beginn vom *Lebensbild* außerdem einen „Reformator der deutschen Literatur“¹³ – der Aufklärer galt wegen seines vermeintlichen Kämpfertums und seiner Bedeutung für die Herausbildung der deutschen Literatur als zweiter Luther. Doch so sehr aus diesem Urteil höchste Wertschätzung aufgrund seines Anteils an der Nationenwerdung der Deutschen spricht, so sehr ist dieses Urteil doch zweischneidig. Das Urteil über Lessings literarischen ‚Wert‘ fällt seit dem 19. Jahrhundert, wie hier bei Petersen, nämlich ambivalent aus: Lessing wird von Petersen weniger als Genie (das das Bild des wahren Dichters seit dem Sturm und Drang kennzeichnet) präsentiert, denn als harter Arbeiter, der den Weg den wahren Genies bereitet habe. Es dürfte deutlich sein, dass Petersen dabei an Goethe denkt, ohne ihn zu nennen. Das erklärt Barners Formel: Lessing ist wie hier bei Petersen unumstritten ein kanonischer Autor, daher im umgangssprachlichen Sinne ein Klassiker. Im emphatischen Sinne freilich und im epochalen ist er das nicht.

Wir haben es in diesem die Ausgabe eröffnenden *Lebensbild* also trotz aller Topik mit einem um Differenzierung bemühten Lessing-Bild zu tun. Zugleich kommt mit der Erinnerung an das Genie eine Ahnung von einem sakralisierenden Dichterkonzept auf, da an das Sehertum des Dichters und seine Bedeutung über die Epoche hinaus erinnert wird. Selbstverständlich macht das einen Autor noch nicht zu einer heiligen Figur und seine Texte nicht zu heiligen Schriften, doch bliebe im Sinne einer Dialektik der Säkularisierung¹⁴ zu überprüfen, ob für Lessing das säkulare Moment betont wird, um damit eine Rhetorik der Sakralisierung für die Klassik anzubahnen. Außerdem spricht der Vergleich mit Luther Bände. Das Luther-Bild in Deutschland changiert bis heute zwischen sakralisierenden und säkularisierenden Deutungen.¹⁵

11 Wilfried Barner: „Der Vorklassiker als Klassiker: Lessing“, in: ders.: *„Laut denken mit einem Freunde“*. *Lessing-Studien*, hg. v. Kai Bremer, Göttingen (Wallstein), 2017, S. 225-238.

12 Friedrich Vollhardt: „Vermächtnis der Aufklärung? Lessing-Rezeption im 19. und frühen 20. Jahrhundert“, in: *Geschichte der Germanistik* 45/46 (2015), S. 12-25.

13 Petersen: „Lebensbild“ (Anm. 10), S. XI.

14 Vgl. Martin Tremml/Daniel Weidner: „Zur Aktualität der Religionen. Einleitung“, in: Martin Tremml/Daniel Weidner (Hg.): *Nachleben der Religionen. Kulturwissenschaftliche Untersuchungen zur Dialektik der Säkularisierung*, München (Fink) 2007, S. 7-22, bes. S. 10-13.

15 Vgl. Kai Bremer: „Kulturheros und Parteilichkeit. Geschichte und Genealogie der Luther-Verehrung am Beispiel ausgewählter Reformationsjubiläen“, in: Zaal Andronikashvili/Matthias Schwartz/Franziska Thun-Hohenstein (Hg.): *Der Kulturheros. Genealogien – Konstellationen – Praktiken*, Berlin (Kadmos) 2017 [im Druck].

Insgesamt also – und das ist für die folgenden Überlegungen wichtig – begreift Petersen Lessing in dem Sinne deutlich als säkular, dass er diesen nicht mit geniehaften Zügen versieht, sondern jenseits aller Metaphysik als Autor konsequenter, ‚anti-weinerlicher‘ Rationalität beschreibt. So nennt er den Aufklärer nur wenige Zeilen nach dem Zitat auch einen „Pfadfinder“.¹⁶ Diese Bezeichnung ist deswegen bemerkenswert, weil das Wort zu dieser Zeit noch recht neu war. Der 1889 erschienene 7. Band des Grimm’schen Wörterbuchs kennt für ‚Pfadfinder‘ keinen Beleg. Das erste Pfadfinder-Lager überhaupt wurde erst in dem Jahr veranstaltet, als Petersen dieses *Lebensbild* schrieb, 1907. Dieser Hinweis dürfte verdeutlichen, wie sehr Petersen um Aktualisierung Lessings bemüht ist und wie sehr ihm und Olshausen vor Augen stand, dass die Aktualisierung des „Vorklassikers“ erforderlich war. Das betraf sowohl die Textgestaltung als auch die Kommentierung.

Schon die sechsteilige Ausgabe von 1907 ist modernisiert. Die von Lessing vorgelegte Textgestalt wird nicht als *non plus ultra*, also gewissermaßen als ‚unberührbar‘ betrachtet, sondern vielmehr als historisch und zudem faktisch als aktualisierungsbedürftig. Die Herausgeber rechtfertigen dieses bis heute in der Editionsphilologie umstrittene wie praktizierte Verfahren folgendermaßen:

Die sprachliche Behandlung des Textes, der eine kritische Neugestaltung erfuhr, sucht einen Mittelweg zwischen buchstabengetreuer Wiedergabe der Lessingschen Orthographie, wie sie in der von *Franz Muncker* bearbeiteten dritten Auflage der Lachmannschen Ausgabe (1886-1902) zur Durchführung gelangt ist, und vollständiger Modernisierung. War auch eine konsequente Beachtung der 1902 vereinbarten Rechtschreibung geboten, so mußte doch Lessings Sprache vor Verletzung ihrer grammatischen Eigenheit und ihrer [sic] Kolorits möglichst bewahrt werden. Unangetastet blieben deshalb [...].¹⁷

Mit diesen Hinweisen bekennen sich die Herausgeber zur Modernisierung des kanonischen Textes. Anders als man vermuten könnte, verpflichten sie sich nicht zur Texttreue, sondern berücksichtigen die 1902 erfolgte amtliche Umsetzung der Vereinheitlichungsbeschlüsse der II. Orthographischen Konferenz. Gleichzeitig tun sie historische Eigenarten der Sprache Lessings als ‚Kolorit‘ ab und geben sich so weniger als Historiker und Sachwalter Lessings, denn dass sie ihre eigene philologische Arbeitsweise gegenüber der Sprache des Dichters profilieren. Sie unterstützen damit zugleich die formale Durchsetzung des *Duden*, der im selben Jahr mit der 7. Auflage endgültig zum Standardwerk der deutschen Rechtschreibung werden sollte. Dass hier auf diese Beschlüsse und Umsetzungen Bezug genommen wird, bestätigt außerdem, wie sehr die Herausgeber an einem ‚aktuellen‘, also gerade nicht hermetisch verschlossenen, gewissermaßen ‚sakralen‘ Lessing interessiert sind.

16 Petersen: „Lebensbild“ (Anm. 10), S. XII.

17 Gotthold Ephraim Lessing: *Lessings Werke*, 6. Teil, hg. v. Waldemar Olshausen, Berlin u.a. (Bong) o.J. [1907; vgl. Anm. 8], S. 3f. [neue Paginierung], hier: S. 3. Für die hier zitierte, unbetitelte Einleitung zu den Anmerkungen lässt sich nicht rekonstruieren, wer sie verfasst hat. Da Olshausen für den Gesamtteil verantwortlich zeichnet, muss von ihm ausgegangen werden.

Dieser Eindruck korrespondiert mit der Textpräsentation. Auf Petersens *Lebensbild* im ersten Teil folgt der Haupttext. Er umfasst die Gedichte, die Fabeln, *Miss Sara Sampson* und *Philotas*. Den Gedichten selbst geht ein Text des Teilherausgebers Eduard Stemplinger voraus, der Lessings lyrisches Werk historisch einordnet. In der Auswahl-Ausgabe von 1907 werden knapp einige Hinweise zur Überlieferungsgeschichte gegeben. Diese fehlen dann in P/O von 1925. Das mag zunächst verwundern, weil bei einer auf Vollständigkeit zielenden Ausgabe wie dieser eher solche Hinweise zu vermuten wären als in einer Auswahl-Ausgabe wie der von 1907. Doch erklärt sich dieser Umstand, wenn man ergänzend den Kommentar in Teil 6 von P/O (1925ff.) zur Hand nimmt.

Legt man die Kommentare der frühen Ausgabe von 1907 und den von P/O von 1925ff. nebeneinander, wird offenkundig, dass die jüngere Ausgabe nicht nur im Hinblick auf die Textauswahl, sondern auch im Hinblick auf die Kommentierung eine umfassende Weiterentwicklung der älteren ist. Eröffnet werden beide Kommentare jeweils mit Hinweisen zur Textgestalt, die den damaligen Stand der Textkritik zuverlässig abbilden. Wirklich bemerkenswert sind jedoch die Stellenkommentare. Sie haben bereits in der sechsteiligen Ausgabe von 1907 ein beachtliches Niveau. Es wird hier nicht weiter dokumentiert, sondern direkt durch den Vergleich der Kommentare der Auswahlausgabe von 1907 und von P/O 1925ff. dargestellt. Dadurch soll exemplarisch vorgeführt werden, wie Kommentierung in dieser Ausgabe insgesamt begriffen wurde. Es lassen sich drei Hauptunterschiede zwischen den Ausgaben festhalten:

1. Es werden Einzelbegriffe ersetzt. Zum frühen Sinngedicht *Merkur und Amor* heißt es 1907/08: „Der Gedanke, daß der *Tod* und die *Liebe* die Waffen vertauschen, findet sich ursprünglich bei *Alciatus*“.¹⁸ Bei P/O heißt es hingegen: „Der Gedanke, daß *Tod* und *Amor* [anders als „*Tod*“ bei P/O nicht gesperrt, KB] die Waffen tauschen, wird gern verwertet; so von *Alciatus*“.¹⁹
2. Es werden Aussagen aus der Ausgabe von 1907/08 stillschweigend korrigiert. Das 9. Sinngedicht lautet:

Der geizige Dichter

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
 Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
 Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
 Ein jeder Dichter darben muß.²⁰

18 Ebd., S. 5.

19 Lessing: *Lessings Werke*, Bd. XXI, S. 16 (Anm. 8).

20 Gotthold Ephraim Lessing: „Der geizige Dichter“, in: *Lessings Werke*, Bd. I (Anm. 10), S. 12.

In der Auswahlausgabe von 1907 wird dieses Gedicht folgendermaßen kommentiert: „Zweifellos ist *Voltaire* getroffen. Wenn Lessing auch ein Bewunderer Voltaires, des ‚Witzigsten von Frankreichs Witzigen‘ war, wie die Vorrede zu seiner Übersetzung von Voltaires *Kleineren Schriften* (1752) ersehen läßt, so war ihm doch der *Mensch* unsympathisch. – Der Name Semir dürfte wohl eine Anspielung auf die Semiramis Voltaires (1748) sein, die Lessing auch in der Hamburgischen Dramaturgie zerzaust.“²¹

In P/O wird das Gedicht hingegen anders kommentiert: „Da sich bis 1753 nur freundliche Urteile über Voltaire feststellen lassen, wird hier kaum an ihn zu denken sein.“²²

3. Die dritte Änderung betrifft intertextuelle Phänomene bei Lessing, die philologisch kommentiert werden. Insbesondere in den frühen Gedichten Lessings lassen sich dessen umfassende altsprachliche Kenntnisse, schon im Elternhaus in Kamenz erworben, dann an der sächsischen Fürstenschule St. Afra intensiviert, greifen. In den Sinngedichten findet sich das für Lessing typische Verfahren der produktiven Rezeption²³ – hier, nach Meinung von P/O, Martials. Veranschaulichen lässt sich das an folgendem Gedicht:

Der Stachelreim

Erast, der gern so neu als eigentümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.²⁴

In der Ausgabe von 1907 wird schlicht kommentiert: „Nach Martial I, 10“.²⁵ P/O erweitert diesen knappen Hinweis deutlich:

Nach Martial (I 10). Albrecht verzeichnet alle Entlehnungen oder Nachbildungen Lessings mit einer gewissen Schadenfreude. Aber er legt unsere heutigen Ansichten vom Plagiat auch Lessings Zeiten unter. Wie unbefangen benützten Wernicke und Lessing Martial und seine deutschen und englischen Nachahmer, Euricius Cordus, Buchanan, Owen! Wie bei den Alten, wie in der Renaissance wird *inventio* und Belesenheit gleichgesetzt. Lessing äußert sich einmal über diese Frage genau so wie antike Autoren: vgl. T. 4 S. 267 Z. 4-16.²⁶

Um den gesamten Kommentar zu verstehen, ist es erforderlich, grundlegend mit der Lessing-Philologie vertraut zu sein. Mit „Albrecht“ ist Paul Albrecht gemeint. Er gilt bis heute als Außenseiter der Lessing-Philologie, dem diese einerseits unheimlich viel verdankt, den sie aber andererseits bis heute irritiert-distanziert zur

21 Lessing: *Lessings Werke*, 6. Teil (Anm. 17), S. 6.

22 Vgl. Lessing: *Lessings Werke*, Bd. XXI (Anm. 8), S. 17.

23 Vgl. Wilfried Barner: *Produktive Rezeption. Lessing und die Tragödie Senecas*, München (Beck) 1973.

24 Gotthold Ephraim Lessing: „Der Stachelreim“, in: *Lessings Werke*, Bd. I (Anm. 8), S. 11.

25 *Lessings Werke*, 6. Tl. (Anm. 17), S. 5. Dieser Kommentar überzeugt den Verfasser zwar nicht, doch muss uns das hier nicht beschäftigen.

26 *Lessings Werke*, Bd. XXI (Anm. 8), S. 16.

Kenntnis nimmt. Albrecht (geb. 1851) war Mediziner, zunächst in Kiel, später in Königsberg als Privatdozent für Anatomie. Nach der Berufung zum Mitglied der Leopoldina und dem damit verbundenen Professorentitel zog er nach Hamburg, um dort als Privatgelehrter tätig zu sein. Neben seinen etwa 200 medizinischen Artikeln publizierte er zwischen 1888 und 1891 das unvollendete Werk *Leszings Plagiate*.²⁷ In den im Selbstverlag erschienen sechs Bänden weist er insgesamt 1277 Plagiate im Werk Lessings nach. Albrechts akribische Plagiat-Suche weist pathologische Züge auf.²⁸ Er scheint in diesen Jahren immer weniger zurechnungsfähig gewesen zu sein. 1894 verstarb er an den Folgen eines Selbstmordversuchs.²⁹

Die Anmerkung in P/O ist angesichts dessen in zweierlei Beziehung zu deuten: Zunächst dürfte die Nennung Albrechts darauf hinweisen, dass hier mit Albrechts Plagiat-Buch gearbeitet wurde. D.h., als Hilfsmittel wird *Leszings Plagiate* durchaus (auch von ernst zu nehmenden Philologen) geschätzt. Dass Lessing Martial imitiert, wird nicht bezweifelt. Doch steht Albrechts Studie an sich in einem dermaßen dubiosen Ruf, dass es nicht geboten scheint, sie schlicht zu zitieren, wie man es erwarten könnte. Es wird nicht einmal der konkrete Nachweis auf Albrechts Werk geführt. Stattdessen wird umfassend Lessings Verfahren der produktiven Rezeption kommentiert und mit Verweis auf antike Dichtungsverfahren und mittels des literaturgeschichtlichen Hinweises auf den spätbarocken Epigrammatiker Christian Wernicke gerechtfertigt.

Bevor nun diese Formen der Kommentierungspraxis im Hinblick auf ihr Anliegen beurteilt werden, wird die sechsteilige Lessing-Ausgabe von 1907 knapp mit der Schiller-Ausgabe derselben Reihe, also der *Goldenen Klassiker Bibliothek* von Bong, verglichen. Das geschieht, um präzisere Rückschlüsse auf das anvisierte Publikum der Reihe zu formulieren, was wiederum die Überlegungen zum Anliegen stützen dürfte.

Die Schiller-Ausgabe ist, anders als die Lessing-Ausgabe, keine Kooperationsarbeit. Sie wurde von Art(h)ur Kutscher herausgegeben. Auch von ihr heißt es auf dem Titelblatt, dass sie mit „Einleitungen und Anmerkungen“ versehen sei. Konkret bedeutet das, dass Kutscher im ersten Band seiner immerhin fünfzehnteiligen Ausgabe zunächst ein fast zweihundert Seiten langes Lebensbild Schillers voranstellt, das demjenigen Petersens über Lessing ähnelt. Die einzelnen Teile der Ausgabe, die in Bibliotheken heute auf unterschiedliche Weise zusammengebunden sind, folgen der Gattungsordnung. Auch hierin gleichen sich die beiden Ausgaben. Dementsprechend findet sich zu jedem Teil eine Einleitung, in der die folgenden Texte vorgestellt und beurteilt werden. Kutscher verfährt dabei deutlich literatur-

27 Vgl. Paul Albrecht: *Leszing's Plagiate*, 6 Bde., Hamburg, Leipzig (Eigenverlag) 1890-1891.

28 Vgl. Philipp Theisohn: *Plagiat. Eine unoriginelle Literaturgeschichte*, Stuttgart (Kröner) 2009, S. 387-399.

29 Vgl. zu den biographischen Angaben Art. „Albrecht, Paul (Mediziner)“, in *Wikipedia*: https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_Albrecht_%28Mediziner%29 (letzter Zugriff: 15.1.2016). Insgesamt sind die biographischen Hinweise zu Albrecht angesichts seiner Bedeutung für die Lessing-Philologie überraschend spärlich, so dass auf diesen einigermaßen zufriedenstellenden Artikel zurückgegriffen wurde.

kritisch, was zu dieser Zeit nicht unüblich war.³⁰ Außerdem legt er Rechenschaft über seine Textgrundlage ab, ohne dass es die Ausgabe darauf anlegt, wissenschaftliche Ansprüche zu erfüllen. Kutscher stellt nämlich zu Beginn des Vorworts fest: „Für ein gebildetes Lesepublikum, nicht für Fachzwecke ist diese Ausgabe bestimmt. Wir haben das berücksichtigt in bezug auf Schillers Text und auf unsere Einleitungen und Anmerkungen.“³¹

Da die Lessing-Ausgabe von 1907 ebenso verfährt, darf von einem analogen Publikumskonzept ausgegangen werden, also von einem „gebildeten Lesepublikum“, wie Kutscher schreibt. Damit meinte er sicherlich ein klassisches Bildungsbürgertum, das durch den Besuch des Gymnasiums mit Grundlagen der Textkritik und des philologischen Kommentars vertraut war und literaturhistorische Darstellungen mit literaturkritischen Elementen wertschätzte.

Was aber veranlasste Kutscher, die Verantwortung für eine Schiller-Ausgabe zu übernehmen? Darüber kann nur gemutmaßt werden: Im selben Jahr, in dem er mit der Schiller-Ausgabe begann, 1907, wurde er in Berlin habilitiert. Eine ordentliche Professur war nicht in Sicht, auch wenn sein Seminar prominente Teilnehmer wie Brecht und Piscator hatte.³² Es steht zu vermuten, dass Kutscher die Edition übernahm, weil er sich davon eine breitere öffentliche Wahrnehmung versprach und weil die Ausgabe mutmaßlich ein willkommenes Zubrot gewesen sein dürfte. Otto Behagel war bei der Edition von Hebels Werken beispielsweise in einer ähnlichen Situation wie Kutscher, bevor er nach Gießen berufen wurde.³³ Kutschers Karriere verlief im Unterschied zu Behagel allerdings alles andere als geradlinig. Dass Kutscher später zu einem der ersten großen Theaterwissenschaftler avancieren sollte, war zu dieser Zeit noch nicht abzusehen.³⁴

Diese Hinweise zur Bong'schen Schiller-Ausgabe mögen als Kontrastfolie hinreichen, um die Lessing-Ausgabe besser zu profilieren. Julius Petersen war 1907 promoviert worden und bereitete seine Habilitation bei Herrmann Paul in München vor.³⁵ Olshausen war 1904 in Leipzig über Novalis promoviert worden, die

30 Arthur Kutscher: „Einleitung des Herausgebers“, in: Friedrich Schiller: *Schillers Werke*, Tl. 1: *Gedichte*, hg. v. Arthur Kutscher, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart (Bong) o.J. [1908], S. 1-9, hier S. 1: „Wenn wir von Schillers Gedichten sprechen, dürfen wir keinen ästhetischen Wertmaßstab anlegen, der von der Dichtungsart genommen ist, welche wir heute *Lyrik* nennen.“

31 Arthur Kutscher: „Vorwort“, in: ebd., S. XVII-XIX, hier S. XVII.

32 Vgl. Mechthild Kirsch: „Kutscher, Artur“, in: Christoph König (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, Bd. 2, Berlin, New York (de Gruyter) 2003, S. 1043-1045.

33 Vgl. Kai Bremer: *Behagels editionsphilologische Prinzipien in der Hebel-Ausgabe*. Gießen (Gießener elektronische Bibliothek) 2015 (Behagheliana 4) [http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2015/11684/pdf/Behagheliana_04.pdf]. Inwieweit derartige Tätigkeiten geeignet waren, sich innerhalb des Wissenschaftsbetriebs zu profilieren, ist bisher nicht untersucht. Dies könnte nur durch umfassende empirische Analysen geklärt werden, die zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik bisher kaum vorliegen.

34 Vgl. Kirsch: „Kutscher, Artur“ (Anm. 32).

35 Vgl. Red.: „Petersen, Julius“, in: König (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon*, Bd. 2 (Anm. 32), S. 1385-1388 sowie Boden, Fischer: *Julius Petersen* (Anm. 8).

Arbeit erschien im Folgejahr.³⁶ Wo er sich danach aufgehalten hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.³⁷ Anders verhält es sich mit den Herausgebern der Einzelbände. Waldemar Oelke war wie Petersen Schüler von Gustav Roethe in Berlin,³⁸ Karl Borinski,³⁹ der Theologe Fritz Budde,⁴⁰ der Archäologe Georg Lippold⁴¹ und Eduard Stemplinger⁴² hatten Verbindungen zur Münchner Universität. Ähnlich wie der Schiller-Herausgeber Kutscher, der bis zum Erscheinen seiner Ausgabe kein profilierter Schiller-Forscher war, waren auch die an der Lessing-Ausgabe beteiligten Germanisten keine ausgewiesenen Lessing-Philologen und außerdem akademisch allesamt nicht in gesicherter Position. Man kann also davon ausgehen, dass die Lessing-Ausgabe 1907 ähnlich wie Kutschers Schiller-Edition nicht zuletzt dem Broterwerb diente und dass angesichts der Anlage der Ausgabe sowie in Anbetracht des Verlags, der kein Fachverlag war, unklar war, ob sich daraus Karrierechancen ergeben würden.

Aus dem Kreis der Herausgeber wirklich Karriere hat bekanntlich nur Julius Petersen gemacht. Er wurde einer der einflussreichsten Germanisten der Weimarer Republik und während des Nationalsozialismus bis zu seinem Tod 1941. Er war u.a. Lehrer von Richard Alewyn, Walter Feilchenfeld, Wolfgang Kayser, Fritz Martini, Hans Pyritz, Helmut Sembler, Erich Trunz, Karl Vietor und Benno von Wiese und seit 1920 Nachfolger von Erich Schmidt,⁴³ dem die Lessing-Philologie eine zumindest im Umfang bis heute unerreichte Biographie verdankt.⁴⁴

Allein schon deswegen dürfte eine schlichte Neuauflage der Ausgabe samt einer quantitativen Erweiterung zu einer Gesamtausgabe zumindest für Petersen ausgeschlossen gewesen sein, als er die Aufgabe einer Werkausgabe 1925 abermals übernahm. Ihm dürfte klar gewesen sein, dass eine Gesamtausgabe nur seinem Ruf und seinem Anspruch gerecht zu werden versprach, wenn neben die quantitative Erweiterung der Textbasis eine fundamentale Überarbeitung des Kommentars trat. Wie aber ist nun vor diesem Hintergrund die dargestellte erneute Kommentierung zu deuten?

36 Vgl. Waldemar Olshausen: *Friedrich von Hardenbergs (Novalis) Beziehungen zur Naturwissenschaft seiner Zeit*, Leipzig (Diss. Leipzig) 1905.

37 Zu Olshausen finden sich bemerkenswerterweise weder im *Internationalen Germanistenlexikon*, in der *NDB* noch im Internet zuverlässige Angaben, die weitere biographische Rückschlüsse erlauben.

38 Vgl. Annabel Falkenhagen: „Oelke, Waldemar“, in: König (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon*, Bd. 2 (Anm. 32), S. 1345-1347.

39 Vgl. Magdalena Bonk: „Borinski, Karl“, in: Christoph König (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, Bd. 1, Berlin, New York (de Gruyter) 2003, S. 244f.

40 Vgl. Ernst Würthwein: „Budde, Karl“, in: *NDB* 2 (1971), S. 714f.

41 Vgl. Wilhelm Grünhagen: „Lippold, Karl“, in: *NDB* 14 (1985), S. 668f.

42 Vgl. Art. „Stemplinger, Eduard“ in: *Wikipedia*: https://de.wikipedia.org/wiki/Eduard_Stemplinger (letzter Zugriff: 15.1.2016). Insgesamt finden sich zu Stemplinger verhältnismäßig wenige Informationen, so dass auf diesen Artikel zurückgegriffen wurde.

43 Vgl. Anm. 35.

44 Erich Schmidt: *Lessing. Geschichte seines Lebens*, 2 Bde., 3. Aufl., Berlin (Weidmann) 1909 (4. Aufl. posthum 1929).

Wie ausgeführt, zeichnet Petersen im *Lebensbild* ein erwartbares Lessing-Bild. Er historisiert den Aufklärer, ohne daran interessiert zu sein, ihn zum Genie oder zum Dichter-Gott zu verklären, was freilich angesichts des Lessing-Bildes im Kaiserreich auch überraschend gewesen wäre. Das unterstützt der Stellenkommentar der Ausgabe von 1907. Der überarbeitete Kommentar von P/O bestätigt dieses Verständnis aber nicht nur.

Zunächst forciert der überarbeitete Kommentar die Kanonisierung Lessings. Das erfolgt schon durch die quantitative Ausweitung der Textbasis und des Kommentars: Nur ein Dichter von Rang ist einer Gesamtausgabe würdig – und zumal der vollständigen philologischen Kommentierung. Doch stützt die Kommentierung die Kanonisierung Lessings zudem inhaltlich. Indem im Kommentar, wie dargestellt, Lessings produktive Rezeption als poetologisches Verfahren der Antike ausgewiesen wird, wird er mit Martial gleichgestellt. Er ist nicht mehr nur der lernwillige Schüler, sondern ein würdiger Nachfolger der Alten. Doch kann diese Kanonisierung keinesfalls als Sakralisierung begriffen werden: Schließlich wird dem Plagiatsvorwurf von Albrecht nicht widersprochen, indem Lessing oder sein Gedicht als etwas interpretiert werden, was ihn oder es über Albrechts Vorwurf erhaben macht. Die „Rettung“ Lessings (übrigens ein urtypisch lessingsches, rhetorisch-philologisches Verfahren)⁴⁵ erfolgt vielmehr, indem das poetische Verfahren Lessings selber historisiert und damit legitimiert wird.

Rufen wir uns abschließend die vorgestellten drei Beispiele in Erinnerung:

1. die Ersetzung des Wortes „Liebe“ durch „Amor“
2. die Selbstkorrektur, dass mit dem Epigramm *Der geizige Dichter*, anders als 1907/08 angenommen, nicht Voltaire gemeint sein könne, und
3. die umfassende Gegenrede gegen Albrechts Plagiat-Vorwurf.

Die Wortersetzung „Amor“ durch „Liebe“ mag nicht mehr sein, als eine heute etwas peinlich anmutende Bildungshuberei: Auch im Erscheinungsjahr 1925 hätte sich mutmaßlich niemand daran gestoßen, wäre das Wort stehen geblieben. Die anderen beiden Eingriffe sind hingegen vielsagend: Sie setzen beide substantielle Kenntnisse der Lessing-Philologie voraus. Die Selbstkorrektur versteht nur der Leser, der den Kommentar von 1907/08 kennt. Den Widerspruch gegen Albrecht versteht nur, wer von Albrechts sechsbändigem Werk weiß oder zumindest in den Anmerkungen nachschlägt, um zu lesen, wer oder was mit „Albrecht“ gemeint ist.

Dieser Kommentar kann deswegen als ein kleines Arkanum begriffen werden, in das nur im wahrsten Wortsinn Eingeweihte einzutreten vermögen. Die Herausgeber schaffen einen philologischen Raum, den sie wie einen heiligen Raum zu einem exklusiven Raum machen, in dem eine eigene Sprache gesprochen wird und in dem nur Eingeweihte verstehen können, während alle anderen gezwungen sind, den Kommentatoren zu vertrauen (um nicht zu sagen: zu glauben). Indem sie eingeweihtes Wissen voraussetzen, arkanisieren sie den Kommentar bei gleichzeitiger

45 Vgl. Michael Multhammer: *Lessings ‚Rettungen‘. Geschichte und Genese eines Denkstils*, Berlin/Boston (de Gruyter) 2013.

Historisierung Lessings. Dieses Moment der aktiven Verheimlichung bzw. Exklusion von Nicht-Wissenden ist elementar für das Arkanum. Denn es meint im Lateinischen wörtlich zunächst einen verschlossenen Ort, also einen Raum, über den Menschen die Schlüsselgewalt besitzen und damit den Zugang zu diesem Ort regeln. Eigentümlich ist dem Arkanum weiterhin eine regelrechte Verschweigepolitik, also gerade das, was Wissenschaftlichkeit an sich nicht kennzeichnen sollte, da diese durch argumentative Nachvollziehbarkeit und also Diskurs gekennzeichnet ist. Erst durch diese beiden Voraussetzungen, die Verschlossenheit und die Verschwiegenheit, wird das Arkanum zu einem heiligen Ort bzw. zu einem Ort, der heilig zu sein scheint.⁴⁶

Petersens und von Olshausens Lessing-Ausgabe kennzeichnet ein eigentümliches Neben- und Ineinander von sachorientierter Autor-Historisierung und Arkanisierung der eigenen philologischen Praktiken. Das ist wissenschaftsgeschichtlich allerdings nicht überraschend. Wilfried Barner hat für die Germanistik der mittleren Weimarer Republik eine „belastende Vielfalt der nebeneinander existierenden Methoden“⁴⁷ ausgemacht. Im Falle der hier untersuchten Lessing-Edition verändert die Arkanisierung eine knapp zwei Jahrzehnte zuvor für ein breiteres bildungsbürgerliches Publikum konzipierte, um Historisierung bemühte Ausgabe derart, dass nun Distanz zu dieser Leserschaft hergestellt wird, indem der Kommentar sich ostentativ einer professionellen Leserschaft zuwendet. Theologisch gesprochen: Petersens und von Olshausen schaffen sich ihre Gemeinde, indem sie sich von der breiten Leserschaft abgrenzen und Professionalisierung suggerieren, wo Arkanisierung am Werk ist.

46 Vgl. Art. „arcanus“, in: Thomas Baier (Hg.): *Der Neue Georges. Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Ausgearb. von Karl-Ernst Georges*, Bd. 1, Neubearb. Darmstadt (WBG) 2013, Sp. 418.

47 Wilfried Barner: „Zwischen Gravitation und Opposition. Philologie in der Epoche der Geistesgeschichte“, in: Christoph König/Eberhard Lämmert (Hg.): *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt a.M. (Fischer) 1993, S. 201-231, hier S. 222.

Abbildungsverzeichnis

Beitrag Kai Bremer

Abb. S. 97: Titelblatt zu Gotthold Ephraim Lessing: *Lessings Werke*, hg. von Julius Petersen, Waldemar von Olshausen u.a., Berlin – Leipzig u.a.: Verlagshaus Bong & Co., o. J. [1907 oder 1908], unpaginiert.

Abb. S. 98: Titelblatt zu Gotthold Ephraim Lessing: *Lessings Werke, vollständige Ausgabe in 25 Teilen*, hg. von Julius Petersen, Waldemar von Olshausen, Berlin – Leipzig u.a.: Verlagshaus Bong & Co., o. J. [1929], unpaginiert. Exemplar der Bibliothek des Deutschen Seminars der Universität Frankfurt am Main.

Beitrag Christoph Schulte

Abb. 1, S. 125: Titelkupfer des *Be'ur millot ha-higgajon*, Frankfurt an der Oder 1761, Harvard University, digitalisiert durch Google.

Abb. 2, S. 129: *Be'ur millot ha-higgajon*, Harvard University, digitalisiert durch Google.

Abb. 3, S. 133: Salomon Maimon: *Givat Ha-More* (1791), www.hebrewbooks.org